

Berliner Familien-Zeitung

Das Kapitel der Erkenntnis

NOVELLE VON SELMA FISCHER-SCHODZINSKA

(Ill. Fortsetzung)

(Schwarz verlesen)



um war Johannes müde geworden, müde der Rosen und der Felder. Wenn er auch nur eine Stunde geschäftig hatte, erlosch er schüchtern seine Mundwinkel zogen sich schmerzhaft herab, nervös glitt die Fingerspitze hinter die Brille, um die brennenden Augen zu reiben. Alle im Hause sorgten sich um ihn, am meisten aber mein Winfried. Nicht, daß er über den Vater sprach, daß er mitteillos in seiner Angst wurde. Winfried hatte nur jene liebe Sorgfalt, jenes unaufdringliche Eingreifen an sich, die mehr ausbrüchlich als klagenbe Worte. Er trug Johannes alle Gedanken zu, die er nötig hatte, brachte den Schlüssel in die schattige Ecke des Gartens, zog die größten und schönsten Erdbeeren aus seinem Beet heraus, und nur Johannes durfte sie essen. Ich empfand seine verstaubte Sorge, den überreichen Leibesgenuß seines Kinderherzens, ohne mir ein Beispiel an ihm nehmen zu können. Der wenigen Wochen noch hätte mich der Zustand von Johannes tödlich erschreckt, ich hätte ihm mit meiner ganzen Liebestraft begegnet und ihn erlösend wollen, jetzt aber bannete eine qualende Ruhe meine Frauengüte, mein Gattenmitleid nieder. Eine qualende Ruhe, schmerzhaft, die sich nicht zu treffen vermögen, und wehe dem Armen, der sie erfaßt hat.

Der Arzt kam in unser Haus, manchmal auch der Pfarrer, um Johannes' Lebensloos Leben so gut wie möglich zu unterbreiten. Der Arzt erkannte den Zustand kaum, behauptete, es sei nichts an Johannes zu finden als eine schwere Nervosität, eine verstaubte Sorge, leicht, die seinem Organismus eben am schädlichsten sei. Ich hörte es ohne Zimperzuden an, hatte die Kraft, einige banale, zustimmende Worte zu sagen, obwohl ich wußte, daß ein Wort, eine Versicherung aus meinem Munde Abhilfe geschaffen hätten. Und ich schweig, betreute Johannes, war freundlich und aufrecht, aber schwach.

Weil meinem Hause gegenüber die Schmiede im glühenden, blutroten Feuerleuchte lag! Die oft bin ich, wenn ich Johannes' Gesellschafter leistete, an das Fenster getreten, an die Tür, an die Straße, um den donnerartigen von Thomas zu hören, sein Haupt aus dem abendigen Dunkel zu sehen. Mit kraftigen Händen hand ich, die Brust vorstehend, hüben Atem erfüllt, und leuchtete mein erhellendes Verlangen, während Johannes' wunde Duldsamkeit auf meine Geistesfrage harte.

Es gab Stunden so hoffnungsloser Art, so veränderter Geminnung, die ich, nach der Erkenntnis, der Menschheit aus Arien abtönen möchte. Der wäre auch nur einer unter ihr so verdammend gewesen, daß er Freude an Schicksal des kranken Mannes und Mitleid an seinem Wachen genommen? Nur selten brach Licht in meine Nacht, nur selten hielten Neue und Gerechtigkeit Einkehr. Dann aber geschah es wohl, daß ich mütterleienallein den Gottesberg erklimmte, daß ich auf seinem Gipfel die Auflösung von aller Schuld, mein altes „Ich“, meinen eigentlichen Menschen suchte, der, fern der Grenze, immer rein geblieben war. Dann geschah es wohl, daß ich noch einmal meine Hände „in die Wolken hielt“, meine Fingerringen im Luftmeer bade, im verpeffelten Wolken „das Erbarmen“ zu irdischheit herabzuwischen oder von ihm emporgehoben zu werden suchte, so hoch, daß meine Füße nicht mehr die Erde streifen konnten.

Thomas machte mir oftmals gefolgt sein, ich traf ihn nach meinen Wanderungen meistens auf dem Waldwege, der in unsere Straße endete. Er hielt sich fast demütig zurück, nur den spitzen Hut vom Kopf nehmend und ihn, solange er mich sah, in seiner Hand tragend. Wir hatten uns seit jenem Sonntag nicht gesprochen.

Nur einmal erwartete er mich. Er stand unter den dunklen Kiefern des Waldes, an einem Stamm geblüht, mit den Füßen die weiche, verschimmelte Erde aufzulösen. Der Tag war sonnlos, in jenes eintrübige Grau gefüllt, das den Menschen so hoffnungslos zu seinem Sündenbunt bekennt. Ich beobachtete das Gesicht von ihm, die verzerrten, trübsinnigen Linien seines Mundes, die stehende Schamhaftigkeit der rätselhaften, unbeweglichen Augen.

Ich glitt hinter den Lannenbaum und legte meine Arme um diesen, bis meine Hände Thomas' Leib berührten.

Thomas, warum hast du mich so arm gemacht?

Ohne ihn anzusehen, fühlte ich den verberdlichen Hauch seines Atems an meinem Leib herabrieseln. Meine Finger an seinem Körper begannen zu brennen, es hüßte an ihnen hinauf, wie die Gile unzähliger Ameisen.

Thomas, warum hast du mich so arm gemacht?

Sein Haupt senkte sich langsam, es ruhte auf der schmalen, eingesenkenen Brust, der Wind trieb seine langen, dunklen Haare über meine Hände.

„Mein Fluch“, sagte er leise. „Mein Fluch! O Magda, fühlst du es nun? Nicht alle Gipfel, die den Himmel streifen, wissen von deiner Sonne. Der Gottesberg mag ihre Grelheit, ihre Brände fühlen, aber ihre Wohltat ist ihm nicht nutz geworden.“

„Meine Sonne?“ fragte ich bitter. „Ich habe nur immer geborgt und nie belesen. Sonst könnte ich jetzt nicht so bloß vor dir stehen.“

„Kannst du nicht mehr trösten?“

„Kann nicht mehr trösten, weil ich selbst trübsinnig bin.“

Thomas erhob das Haupt und wandte es hart gegen mich. Er sah um den Baumstamm, sich hinterneugend, bis seine Wangen meine Stirn streifte.

Bettler sollten zusammen wandern. Was dem einen mangelt, bestiftet der andere. Ist die Hoffnung wirklich so tot in dir? Warum fühlte ich denn reichers Leben, wenn deine Nähe mich umgibt? Wenn deine Kraftlosigkeit dich unarmherzig machte, dann ist der Tag nicht fern, wo wieder die Stunde nach mir jagen werden. Soll ich gehen, damit meine Hammerschläge den Schlaf deines gläubigen Hirns nicht stören?

„Was hilft er mir, wenn er schläft?“

„Magda — seine Stimme forschte bis in meine tiefste Verborgenheit — hast du ihn nicht müde gemacht? Kann er die Augen über dir halten, wenn du nicht neben ihm schreiest?“

„Warum sagst du mir das alles, Thomas?“

Er kam um die Lanne gegangen, sank in seine Knie, umfasste mich und barg sein Gesicht in den weichen, warmen Stoff meines Kleides.

„Weil du mir gehst, mir allein.“

In den Felskluft, die über dem Tal hingen, schrien Vogelstimmen, schwoll, hohlt, das gleiche Wort, den gleichen Klang: „Mir allein.“

Meine Zähne schlugen aufeinander, frostige Gefühl rann über meinen Rücken, über meine Brust. Ich spähte durch die blauchimmernden Lannenreihen, irgendwo mußte Richtung ertauchen, irgendwo mußte das Gesicht des Sommers des Lebens, sein.

Thomas unklammerte mich fester, sein fochendes Blut wollte vom Brand bersten.

„Nur Nebel rinnen, Magda.“

„Ja“, nickte ich mit trübem Lächeln. „Nur Nebel rinnen, der Himmel zeigt sein weinendes Gesicht. Das ganze Weltall scheint Mittel zu werden, weil wir unsere Worte verfluchen lassen. Lieberal hängen doch die Tränen. Sieh, wie es von den Hügel fließt, über die Hellen, über das Baumgäß. Quellen die Tränen nicht dich wie Blut aus den Lannenstämmen, rieseln sie nicht über deine und meine Hände, ihren Schmerz in unsere Haut brennend, bis wir das Weh der Schöpfung voll erfassen?“

Wir gingen mit schweren Herzen heim, uns bei den Händen haltend, im Gefühl, als seien wir beide ganz allein, wie Kinder in dunkler, unbehüteter Nacht. Ich sah über mein Land dahin, ohne die Richter zu finden, die sonst auf allen Hügel aufzuden. Die Häuser blieben in Dunkelheit.

Doch von meinem Hause erstrahlte ein Licht. Ein helles, weiches, friedliches Licht, hinter den Fenstern von Johannes Zimmer.

Sicher hatte er wieder Bengste meinelwegen“, flüsterte ich. „Wem mag ich nur verwandt sein, Thomas?“

„Ebenbilder Gottes“, sagte er ungerollt festig.

Ich erschraf.

„Das darfst du nicht wieder sagen. Gott ist die Güte. Gott hat mit meiner Wandlung nichts zu tun. Nur du und deine schrecklichen Gedanken.“

„Und wer bin ich, wenn nicht ein Teil von ihm?“ fragte er leise und krallte seine mageren Finger um meine Hände. Meine Brust hob sich mühsam, der Last seiner Worte war meine erbärmliche Kraft nicht gemachsen.

„Gehe“, würgte ich mühsam hervor.

„Aber du kommst, Magda, du kommst wieder?“

„Ich komme wieder.“

„Wann? Wann?“

„Wenn der Sonntag aufgeht.“

Ich sah ihn in der Schwärze verschwinden. Ohne mich fortbewegen zu können, lehnte ich an der Mauer unseres Hauses; meine Augen drohten sich in die Nebelwände, ich wollte sie mit Fäden geschnitten, wollte sehen, sehen. Wählich lagte ich meine Hände ineinander, viel leicht um zu beten, ich war mir dessen nicht bewußt. Nur ein gemaltiges Andachtsgefühl begann mich zu durchbeben. Ich sah einen Lichtkranz am Himmel schweben, mild durchbrachen seine Strahlen die lichte Finsternis, eine Gestalt schwebte frei und freundlich in den Wolken. Auf dem Gottesberg brannten die Flammen des Gnadensbildes.

Ich fiel neben unserem Hause nieder, aller Sinne beraubt, im Gefühl der höchsten Not, der letzten Verzweiflung.

Hob die gefalteten Hände gegen die schimmenden Sonnen der Gnade: Erbarmen! Erbarmen!

An jenem Sonntag stand ein Regenbogen über unserem Haus! Ich hatte die Nacht kein Auge geschlossen, war schlaf und wie zerfliegen aufgefunden und in den frühen Morgen hinausgegangen. Johannes schien zu schlafen, seine Mutter und die Kinder auch. Das ganze Haus war ruhig.

Als ich die Stufen der Veranda herabstiegen, mehte mir eine frische, würzige Geruch entgegen. Inseter Blumen standen mit heißen Köpfen auf den Blättern die einen, durchsichtigen Regentropfen schaukelnd. Die Linden schüttelten die Kronen im Frühwind, die Linden die Blätter wie Silberengel über mich. Das Rostsprägen hüpfte zwischen dem Beeten, die Augen, blauen Augen mittrauflich auf mich gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Stämme im Volkshumor

Die Sachsen und ihr Räufchenkaffee / Der Esel als Hase / Die vier Sinne des Schwaben / Der Ruf des Westfalen

Die Eingetieft des deutschen Volkes, das schwer erwachte Gut unserer Väter, ist uns seit in Fleisch und Blut übergegangen. Trübem leschen gewiffe Gegenstände fort, und die Beseligkeit der deutschen Stämme. Der so viel von dem Nüchtern unserer Kultur zu verdanken ist, fragt daher, daß die gegenseitige Kritik nicht nachläßt. Stets haben die deutschen Stämme sich untereinander geneigt und gekämpft, und dieses Gebot des Volkshumors bietet einen tiefen Einblick in die Eigenart der einzelnen Landschaften und ihrer Bewohner.

Die Eigennamen, die man den Stämmen zugelegt hat, sind mandmal ganz rätselhaft, wie zum Beispiel die Bezeichnung der Schlesiener als „Gefastresser“, ein Wort, das Höllei zum Ziel eines schlesisches Weien charakterisierenden Romans machte. Wahrheitsgemäß hängt das mit irgend einem „Schwätzgeräd“ der Schlesiener zusammen, denen man nachsagt, sie hätten früher nichts von Eseln genußt, und als sie dann einen zu Gesicht bekamen, hätten sie ihn der langen Ohren wegen für einen großen Hasen gehalten, erschrocken, zu Topfen gebeten und zu Braten vergerät.

denn sie lagen schmieden für rieden — und daß sie, wenn ihnen die Frau am Karfreitag lücht, ent gegen Oftern wieder betrauten. Sprüchwörter, die auf sie gemamt sind, heißen zum Beispiel: „Der Schwabe hat kein Herz, aber zwei Nagen“, „Schwaben und Böses Gels führt der Teufel in alle Welt“, „Schwaben drin, ich mag aber mit wieder heim“. Bekannt ist die Mar von den sieben Schwaben, die in ihrer Galt so tolle Abenteuer bestehen.

Die Pommer werden gewöhnlich für grobe Gelesen gehalten; das geht aus der Redensart hervor: „Er ist groß wie ein Pommer“; man sagt auch: „Er schläßt wie ein Pommer“; und „Er trinkt wie ein Pommer“, wenn man große Leistungen beziehen will. In Ostfriesland heißt „Geesing“, was der Westfale genannt wird, so viel wie ein bornierter Mensch, und ein Sprichwort behauptet von dem Land der roten Erde: „Schwät Logiment und lange Weil“, schmäht Brie und Schweinefleisch gibt als Orten in Westfalen. So kann ein Westfäliger aus seinem Lande reist, so wenn er den Weg hinter sich, meint ein anderes Sprichwort, das den geringen Heimatssinn des Volkes bemerkt.

Die Sachsen sind als Rauber verdrieht, schon wegen des „Bländenschnitzes“, auf dessen Verteilung außerdem in der Eifersteherschaft unter allen fremden frommen Bräuden eine Hoffschafte auf den Boden des Kaffeetopfes genogelt wird, die dann mit viel Wasser und noch mehr Benützung das ganze Jahr für die Verteilung der Morgen- und Nachmittagsabfall dienen soll. In früherer Zeit schalteten die Nachbarn die Bewohner des Weisener Landes mit dem Spruch: „Weisener sind Geisner“.

Die Schleswiger haben es besonders auf die Jäten abgesehen und erzählen von ihnen allerlei alberne Streiche. Sie sollen in ihren Stämmen ein Schermpfahl haben, an dem sie sich strafen können. So wie er für das Vieh auf den Weidplätzen steht. Wo eine Hure, forte Pölle, danke Pracht“, das heißt dürrer Pferde, schwarze Lätze und dänische Wäffen sollen die einzigen Gaben sein, die man in Deutschland aus Jütland erfaßt.

Die Franken waren auch nicht gut angefahren, und das Sprichwort, das ihre Angriffslust fährdet, rat: „Wähle einen Franken zum Freunde, aber nie zum Nachbarn“. Die Hefen und Kind oder können wenigstens „vor nein nicht leben“. Weiter heißt es von ihnen: „Hessentul nur fest zu tun“, und „Wenn ein Hesse in ein fremdes Land kommt, zittern die Kägel in den Wänden“. Ein anderes Wort sagt: „Im Lande Gellen gibt große Schiffler und nicht zu essen“, und ein anderes Vers macht sich lustig über die „großen Kröhe und lauren Wein“, die man im Hessenland findet. Den Bayern wird Trunkucht, Geirahigkeit und ein gut Teil Dummheit nachgesagt.

Im alten Preußen hatte man es besonders auf die Schlawenier abgesehen, die Bewohner der nordöstlichen Landtschaft Schlawen. So heißt es: „Er ist schlawenier wie ein Schlawenier“. Auch es Samen und Sitane erwartete man wenig Gutes. Der Volkshumor sagt:

„In Samalten und Vitteuen
findet man wenig fromme Frauen,
Viele Städte und wenig Bauern,
Wenig Freie und viel Bauern,
Viel Waldes und wenig Feldes,
Viel Hauente und wenig Gedes,
Viel Güter und wenig Gien,
Viel Gauen und wenig Weisheit,
Viel Zeit und wenig Freie,
Viel Herz und wenig Reder,
Viel Furch und wenig Sinesht,
Viel Golgen und wenig Necht.“

Sturmfluten

Der Kampf mit der Nordsee

Wie ungestüm und verheerend der Nordwest im Verein mit den schweren Wolken, die er vor sich herreibt in dem Winkel zwischen der cimbrischen und norddeutschen Küste zu wirtschaflich pflegt, kann man daraus erleben, daß er die Insel Helgoland, die früher sehr ausgedehnt und mit zahlreichen Dörfern bebaut war, bis zu einer fast mächigen Last, aranzlichen Klippe verfeinert hat. Die Insel-Friesen hatten überhaupt am meisten unter den Sturmfluten zu leiden; ihnen wurde der Boden samt den Gebäuden ihrer Dörfer hauptsächlich unter den Fischen weggeriffen, und bei solanger Flut kamen ihrer schmerzhaft zugleich um. Die Flut von 1834 brachte 15.000 Menschen und 50.000 Stück Vieh den Tod. Die Galligen, jene kleinen Inseln ohne Deich, werden eine nach der anderen weggeriffen und an die schleswigische Küste gepült. Ganze Stämme der Friesen mühten sich eine neue Heimat suchen; dreißigtausend fanden seiner Zeit im böhmischen Geerland eine Heimat. Das Leben der Friesen war in früheren Jahrhunderten nicht anders, als ein Kampf mit der See: die auf den Inseln unterlagen bis auf geringe Ueberreste, die des festlandes dagegen gegenwärtig dem Meere neues Land ab und legten den

Reich davor. Anrum, das einst mit höchst unglückselig, hat sich in früheren Zeit verloren. Es ist möglich, bühnende Kritischen an seiner Weisheit herzugeben. Die alte Kirche von Gnum, das viel Mitte des 15. Jahrhunderts in den kirchlichen Welterland genannt wird, liegt unter Sanden begraben. Die heilige Galmshüll, die wie das lächlich bei der gelegene Doggall, auf Johannes Webers Karte vom Jahre 1651 noch als ansehnliche Insel erscheint, wurde gänzlich eine Beute des „Mantens Gans“, in der Sturmflut von 1825 verschwand der Rest. Nur Galmshüllnaga, eine Erhöhung, blieb erhalten. Durchbrüche wie die, welche einst den Jagdschützen, den Dollart und die Zundersee, auf deren Grund die Trümmer von Dörfern und Kirchen liegen, gebildet haben, können heute nicht wieder kommen. Die Wasserbarlastung sehr Tiefe, die hoch und ein sideres Bollwerk find, unter dessen Schutz der Boden der Marck in letzterer Juchzeit als Fräber gepflegt wird. Das Meer ist hier vollkommen gänzlich.

Verantwortliche Redakteur: Dr. inners Politit, Berlin. Herausgeber: Dr. inners Politit, Berlin. Druck: Dr. inners Politit, Berlin. Verlag: Dr. inners Politit, Berlin.